Als es in den Stadtpark kam, durch den es hindurch mußte, um zur Villa der Großmama zu gelangen, hörte es plötzlich Schritte hinter sich, und als es sich umwendete, stand ein junger Mann neben ihm, der höflich seinen Hut lüftete und es also anredete:

„Habe ich nicht die Ehre mit Fräulein Rotkäppchen?"

„Das bin ich," nickte Rotkäppchen, „wer sind Sie, mein Herr?"

„Mein Name ist Wolf," sagte der junge Mann, indem er Rotkäppchen selbstbewußt anlächelte, „verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich die Kühnheit habe, Sie auf offener Straße anzureden; aber ich habe so viel von Ihrer Schönheit reden hören, daß ich mir nicht das Vergnügen versagen kann, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Glauben Sie, daß solche plumpen Schmeicheleien auf mich Eindruck machen, Herr Wolf?" erwiderte Rotkäppchen schnippisch, obwohl nicht ungeschmeichelt. „Wenn Sie keine geschmackvollere Anknüpfung wissen, so bedauere ich lebhaft — übrigens habe ich auch keine Zeit zu verlieren, denn ich muß Großmama besuchen."

„Darf ich Sie nicht wenigstens eine Strecke Wegs begleiten?" sagte der junge Mann, der wie ein begossener Pudel dastand. „Ich war gewiß recht täppisch und bitte um Vergebung. Vielleicht darf ich Ihnen das Körbchen tragen helfen."

Rotkäppchen fand seine bekümmerte Miene sehr komisch, da es aber ein gutes Herz hatte, gab es ihm die Erlaubnis, den Korb zu tragen und es ein Stück Weges zu begleiten. Herr Wolf nahm die Erlaubnis mit dankbarem Augenaufschlag an und begann eine Versicherung seiner grenzenlosen Sympathie und tiefen Zuneigung zu Rotkäppchen einfließen ließ. Als er dann sein Entzücken über die rote Haube laut werden ließ, die er für geradezu totschick erklärte, willigte Rotkäppchen ein, daß sie einen kleinen Umweg durch den Park machten, also daß es Herrn Wolf leicht gelang, Rotkäppchen an ein entlegenes Plätzchen zu führen, das ihm zur Herbeiführung seiner dunklen Absichten wohl geeignet erschien. Rotkäppchen, das nichtsahnend neben ihm herschritt, bemerkte plötzlich die Veränderung, die in ihrem Begleiter vorging.

„Herr Wolf, warum machen Sie so große Augen?" fragte es.

„Damit ich dich besser sehen kann," antwortete Herr Wolf.

„Herr Wolf, was machen Sie für große Ohren?"

„Damit ich dich besser hören kann."

„Herr Wolf, was machen Sie für verliebte Nasenlöcher?"

„Daß ich dich besser riechen kann."

„Herr Wolf, was machen Sie für lange Hände?"

„Damit ich dich besser umfassen kann."

„Herr Wolf, was spitzen Sie Ihren großen Mund?"

„Damit ich dich küss—"

Doch Herr Wolf hatte noch nicht ausgesprochen, da hagelte es klatsch — klatsch — klatsch auf seine große Ohren, seine verliebten Nasenlöcher und seine gespitzte Lippe Faustschläge, daß ihm ein Feuerwerk von den Augen sprühte und er taumelnd zurückwich.

„Merken Sie sich, mein Herr, ein modernes Rotkäppchen läßt sich nicht so mir nichts dir nichts von einem gierigen Wolf — fressen," rief Rotkäppchen zornig, nahm sein Korb und schritt gelassen, aber um eine Erfahrung reicher, allein Großmamas Villa zu.

Die Erfahrung aber war diese: Wie recht hatte Mama, mich vor dem Wolf zu warnen. Die vierbeinigen hat man in den Zoo gesperrt, aber die zweibeinigen läßt man auf uns Rotkäppchen los. Das nächste Mal werde ich gehorsamer sein und nicht von der Hauptallee abbiegen.

P. A. Schettler.

## Bunte Zeitung.

**Esperanto-Prüfung im Gymnasium.** Die Breslauer Ortsgruppe des Deutschen Esperanto-Bundes (E.-B.), Sitz Dresden, veranstaltete im Zwinger-Gymnasium eine öffentliche Prüfung. Geprüft wurden Schüler und Schülerinnen im Alter von 15—16 Jahren. Die Schüler übersetzten schwierige deutsche Texte in Esperanto, beantworteten in Esperanto einige die Bewegung betreffende Fragen und rechneten in der Hilfssprache. Es konnten drei Prämien verteilt werden: 1. 100 Mark und ein Buch, 2. 50 Mark und ein Buch, 3. 50 Mark. Ein als Zuhörer anwesender Leiter einer Breslauer Mittelschule bemerkte, daß derartige Leistungen nach jahrelangem Studium des Französischen oder des Englischen nicht zu erreichen sind

## Literatur

**Umsturz im Jenseits.** Phantastischer Roman von Karl Hans Strobl. Verlag Rösl & Co., München.

„Wir wandeln alle in Geheimnissen. Wir sind von einer Atmosphäre eingeschlossen, von der wir noch gar nicht wissen, was sich alles in ihr regt und wie es mit unserem Geist in Verbindung steht. So viel ist wohl gewiß, daß in besonderen Zuständen die Fühlfäden unserer Seele über ihre körperlichen Grenzen hinausreichen können und ihr ein Vorgefühl, ja auch ein wirklicher Blick in die Zukunft gestattet ist." Dieses Goethesche Wort hat Strobl zum Motto seines neuen phantastischen Romans genommen. Wenn uns Strobl einen phantastischen Roman versprach, so konnte man in Hinblick auf seinen „Eleagabal Kuperus" auf mancherlei gefaßt sein. Man wurde nicht enttäuscht. Mit einer bescheidenen spiritistischen Sitzung, die sich sogar noch als Bluff entpuppt, fängt es an. Dann aber geht es toll weiter. Die bösen Mächte der vierten Dimension haben sich aufgemacht, die Menschheit zu überwältigen. Als Böse, Unbotmäßige, Zerstörende im Weltall ist losgelassen. Jeder Verkehr stockt, überall entstehen Aufstände, die Gelben und Schwarzen fallen über die Weißen her, Expeditionen kommen um, Familienglück wird zerstört, Geister der Toten stehen auf, Häuser stürzen ein; alles ist in einer unsäglichen Verwirrung; man hat es aufgegeben, sich gegen das Geschick zu wehren, seitdem eine Versammlung aller Träger großer Willensenergien in der Peterskirche in Rom, die dem Unheil Trotz bieten wollte, Ihr Vorhaben mit dem Tode büßen mußte. Die Welt ergab sich klaglos und mutlos in ihr böses Schicksal. Gerade im letzten Augenblick, als schon der Weltuntergang herangerückt schien, gelang es den guten Mächten der vierten Dimension, der bösen Geister Herr zu werden; die Ordnung kehrte wieder ein unter den Menschen; es wurde wieder alles wie zuvor. Strobl besitzt die Macht des Wortes, die dazu gehört, einen solchen Roman so schreiben zu können, daß der Leser dem Dichter willig folgt, bis in die verstiegensten Situationen hinein, daß es ihm nicht langweilig wird, langatmigen Geistergesprächen zu lauschen. Ein Geschehen überstürzt das andere, man wird von Wien nach den Kordilleren, von da nach Kanton, nach Spanien, nach Algier, nach Rom geführt, ohne Uebergänge, sprunghaft mitten in einem wilden Strudel unerhörter Ereignisse. Man folgt willenlos, in einer unendlichen Spannung, die einem erst los läßt, wenn man das Buch aufatmend zu Ende gelesen hat.

St. F.

**Der Kaufmann in Beruf, Staat und Leben.** Lesebuch für kaufmännische Unterrichtsanstalten. Herausgegeben von Direktor Alexander Doer und Johannes Buschmann. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1920.

Das in zweiter, entsprechend den neuen Verhältnissen völlig umgearbeiteter Auflage vorliegende Lesebuch will der Belebung und Ergänzung des kaufmännischen Unterrichts dienen. Es bietet in Form von Lesestücken im ersten Teil eine Geschichte des Handels, ein Lebensbild seiner Führer, eine Uebersicht über die Aufgaben des neuzeitlichen wirtschaftlichen Lebens, die Arbeitsstätten und Waren des Welthandels. Teil II behandelt den Handel und seine Stellung im Wirtschaftsleben, Kaufmannsberuf, Formen des Handels, Geldverkehr, Verkehrsmittel; Teil III den Kaufmann in Staat und Gesellschaft unter Berücksichtigung der politischen und wirtschaftlichen Lage Deutschlands während und nach dem Kriege. Das Buch kann sämtlichen kaufmännischen Unterrichtsanstalten warm empfohlen werden.

**Die heimliche Krone.** Roman von Bodo Wildberg. Verlag Heinrich Minden, Dresden und Leipzig.

**Umfang und Art der Amtshaftung.** Von Justizrat Dr. Reimer. Berlin 1920. Verlag Franz Vahlen.

**Die Elektrizität im Dienste der Kraftfahrzeuge.** Von Dr.-Ing. Richard Albrecht-Berlin. Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verlage, Walter de Gruyter und Co.

**Ernst Bertram, Straßburg.** Ein Kreis von Gedichten. Inselverlag, Leipzig, 1921.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 1520 u. 1630.

# Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 246 Dienstag, den 2. November 1920

## Der Alp von Zerled.

Roman von
Kurt Martens.

(4. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Ueber all die Dinge sprach sich Roderich, als wir erst vertrauter geworden, offenherzig zu mir aus. Seine Arbeit im Konsulats- und Verwaltungsdienst hatte ihn interessiert, soweit sie ins öffentliche Leben übergriff; der eigentliche Bureaudienst war ihm aber immer ein Greuel gewesen:

„Es ging mir umgekehrt wie meinen Kollegen; allen Anordnungen von oben her und dem Regiment des Dienstes habe ich mich, ohne zu räsonieren, wie einem Fatum gern gefügt, nur das eigene Befehlen, vor allem das nicht mit Gründen belegte Kommandieren konnte ich nicht ausstehen. Meinen Vorgesetzten gehorchte ich musterhaft, schätzte aber die wenigsten von ihnen, während ich die Untergebenen, je tiefer sie in der Rangstaffel standen, um so schonender behandelte. Am engsten fühlte ich mich dem Publikum verbunden, der misera plebs, der Untertanen, die in den Augen der richtigen Bureaukratie nur dazu da ist, kujoniert zu werden. Die Rüpel unter den Subalternbeamten, die sich unterstanden, mit dem Publikum in unhöflichem Ton zu verkehren, durften sich vor mir in acht nehmen, manch einem von ihnen habe ich den Hals gebrochen. Denn schließlich war ich doch selbst nichts anderes als ein Untertan und mußte mich am Postschalter oder auf der Eisenbahn anschnauzen lassen; als Staatsdiener fühlte ich mich sogar noch mit einer besonderen Verantwortung belastetet. Dennoch war es nicht der eigentliche Dienst, den ich mit der Zeit satt bekam, sondern die Karriere. So aussichtsreich sie für mich war, so gut ich bei meinen Vorgesetzten angeschrieben stand, die kleinliche Mißgunst, Klatschsucht und Eitelkeit all derer, die an ihren Sprossen mühsam aufwärts klettern, machten mich oft vor Ekel krank. Ueberall, wo Durchschnittsmenschen zu einem gemeinsamen Betrieb zusammengespannt sind, mag es ähnlich zugehen. In Handelshäusern, Redaktionen, Klöstern, kurz da, wo eine größere Anzahl mehr oder weniger subalterner Köpfe einen unpersönlichen Dienst versehen und doch jeder seine eigne kleine Persönlichkeit zur Geltung bringen möchte, kann es nicht ausbleiben, daß der Charakter leidet. Die Bureaus, die Arbeitsstuben, die Zellen liegen da zu nahe beieinander, eine zu starke und häufige Reibung findet statt. Sympathien und Antipathien schießen ins Kraut, es bilden sich Cliquen, Intrigen werden eingefädelt oder doch wenigstens Nadelstiche ausgetauscht. Meine Frau, die für das Schiefe und Unwürdige einer Stellung das feinste Organ hat, ruhte denn auch nicht, bis ich mich freigemacht — von der Karriere sowohl wie von den Fesseln der Gesellschaft, die der häßlichste und verderblichste aller Frondienste ist. Menschen, die gewohnheitsmäßig in der Gesellschaft verkehren, sich wohl gar noch etwas darauf zugute tun, zeichnen sich nicht etwa durch höhere Kultur aus, wie man meinen sollte, nein, die schlechten Instinkte der Barbaren werden vielmehr von neuem in ihnen wach, sie führen einen Kampf ums Dasein auf dem glatten Parkett ihrer Salons mit Waffen, die zwar in nichts mehr an Kolben und Streitaxt erinnern, dafür aber um so heimtückischer sind, weil sie versteckt getragen werden."

Seiner Jugendtorheiten schämte sich Roderich keineswegs. Es lag ihm ebenso fern, sie zu beschönigen, wie damit zu prahlen. Er lachte harmlos dazu wie ein Junge, der dem Schulmeister manchen Possen gespielt hat, ihm aber noch immer glücklich entronnen ist:

„Mein Gott, ich war nicht schlimmer als andere junge Referendare auch: flatterhaft meinetwegen und ohne moralische Hemmungen, aber beileibe kein Lebemann oder Schürzenjäger. Was mich vor Mißgeschick und Enttäuschungen in Liebesabenteuern bewahrt hat, war nicht ein empfindsames Gewissen, sondern der wählerische Geschmack, den ich meiner Kinderstube verdanke. Ich will damit nicht sagen, daß ich mich von Mädchen aus dem Volke fernhielt, im Gegenteil. Nur das Zusammenleben, die ranzige Idyllik einer Liaison lockte mich nicht. Ich fand es geisttötend und zeitraubend, vielleicht auch deshalb, weil mir die weiblichen Reize mehr ein Gegenstand des Vergnügens als der Leidenschaft waren. Dieses ziemlich ratlose Tändeln und Herumlungern zwischen den Gipfeln der Zärtlichkeit, das Ausgehen in Lokale, das müßige Herumhocken in den Garconlogis, wie ich es bei einigen meiner Freunde beobachten konnte, fand ich reichlich mesquin und hütete mich wohl es nachzuahmen. Mit Damen der Gesellschaft mich einzulassen, legte wieder andere Verpflichtungen auf: wo aber Verpflichtungen drohten, verstummte mein Herz. Ich hielt es mit dem Herzog im Rigoletto: „Freundlich blick' ich auf diese und jene, nur in der Freiheit kann Liebe gedeihen."

Wirklich geliebt habe ich nur **eine** Frau, liebe sie noch und werde sie ewig lieben: Karla, die vollendetste von allen, für mich die Frau an sich, mein Frauen**ideal**." Und nun schilderte er mir, begeistert wie ein jugendlicher Anbeter, ihre unerschöpfliche Geduld und Herzensgüte, die wunderbare nur einem weiblichen Instinkte eigentümliche Kraft, Irrtümer des männlichen Herzens zu verstehen und zu verzeihen, ihre ständige Bereitschaft, seine Vorsätze zu stützen, in Zweifeln zu beraten, Unwiderrufliches wenn irgendmöglich noch mit einem Lächeln hinzunehmen, wirklichen Gefahren aber im Geiste einer rechten Ehe entschlossen zu begegnen.

Nie hatte er Geheimnisse vor ihr gehabt, weil er weder Mißbrauch noch Mißverständnis von Karla zu befürchten hatte. Schönes wie Häßliches, seine Versuchungen wie seine Ueberwindungen, Ekstasen und Aergernisse, alles lud er bei ihr ab und legte es vertrauensvoll nieder in den Kleinodschrein ihrer großen, unbeirrbaren, mütterlichen Seele.

•

Zur Feier von Olas achtzehntem Geburtstag fand auf Zerled ein Familiendiner statt, zu dem — eine besondere Auszeichnung — auch Herr und Frau Heyd geladen waren.

Ola von der Lühe erschien an diesem Tage zum erstenmal nicht mehr als Backfisch im Flügelkleide, sondern als fertige junge Dame, der das hochgesteckte Haar ohne die gewohnte Bandschleife und das modische Herbstkostüm mit verlängertem Rock ein ganz neues Aussehen verliehen. Auch ihre Haltung war heute von einem gemessenen zurückhaltenden Ernst. Das Selbstbewußtsein derer von der Lühe schien über Nacht von ihr Besitz ergriffen zu haben; ihr aber stand es nicht übel, daß es von einem Schimmer Schwermut überhaucht war und nicht daran dachte, irgend jemand herauszufordern.

Roderich Heyd hatte in aller Frühe einen prachtvollen Korb Teerosen herübergesandt, der auf dem Geburtstagstisch unter den übrigen Blumen, den Süßigkeiten, den kleinen Kostbarkeiten der Toilette und den Büchern prangte. Bücher hatte ihr die Mutter nur zögernd und auf wiederholtes Drängen zum Geschenk gemacht. Es waren französische Romane von Barbey d'Aurevilly und Villiers de l'Isle Adam, die ich Ola gelegentlich genannt, Fräulein Laurent aber ihr wohl in besonders leuchtenden und pikanten Farben

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201102026/fragment/page=0001

geschildert hatte. Ola las neuerdings vielerlei und alles mit der nervösen Lebensgier ihrer Jahre. Sie liebte es nicht, darüber zu sprechen; ob sie es irgendwie in sich verarbeitete, war nicht zu erkennen. Sie war auffallend in sich gekehrt an ihrem Geburtstag. Zwar kannte ich sie nie anders als schweigsam und versonnen; doch war sie sonst nicht unempfänglich gewesen, wenn man sie feierte. Vom ganzen Haus der Lühes empfand ich für sie noch am ehesten Zuneigung; nirgends trat sie unangenehm hervor, schien von den Lastern der Familie verschont geblieben. Ein stilles, kühles und doch fast böses Kind lebte sie abseits von der unsauberen Straße wie eine fremde, noch unentfaltete Blüte rätselhafter Herkunft.

Auf vertrautem Fuße stand sie eigentlich nur mit ihrer Gesellschafterin Laurence, der sie sich ohne sonderliche Liebe, wohl nur in Ermangelung eines Besseren, anschloß. Oft sah man sie mit der Französin Arm in Arm angelegentlich flüsternd durch den Park wandeln oder in ihrem geschmackvoll gehaltenen Jungmädchen-Boudoir über einem Roman gebeugt. Auch heute steckten die beiden die Köpfe zusammen, doch nicht wie in Eintracht. Ola schien leicht verstimmt und unzufrieden, die Mademoiselle von ihr gelangweilt und spöttisch überlegen.

Den Ihrigen ging Ola mehr als sonst aus dem Wege, beehrte dagegen mich, ihren sonst wenig geschätzten Lehrer, mit freundlichen Ansprachen und einem langen, dankbaren Händedruck für den unbedeutenden Stich nach einem Gemälde von Burne-Jones, den ich im Hintergrund des Geburtstagstisches aufgestellt.

Als kurz vor Tisch unter den bereits versammelten Gästen die Heyds eintraten, näherte sich Ola Frau Karla mit ungekünstelter Herzlichkeit und bat, ihr die üppigste Teerose in den Gürtel stecken zu dürfen. Lächelnd küßte Frau Heyd sie auf die Stirn. Fräulein Laurence, die dabei stand, verzog mokant die Lippen, ich aber freute mich an dem Bild, das mir die beiden schönen exquisiten Menschenkinder in einer neuen Form poetischer Verklärung zeigte.

Das Festmahl verlief angeregter, als es sonst auf Schloß Zerled üblich war. Gleich nach der Suppe wurde der französische Sekt eingeschenkt. Eine Reihe von Trinksprüchen versuchte bisher übersehene Vorzüge des Geburtstagskindes ans Licht zu ziehen.

Bruder Christoph, dem schon die gesteifte Hemdbrust über den Rand der straff gespannten weißen Weste stieg und ein allzu hoher Stehkragen den fetten Hals beengte, stotterte, indem er selbstgefällig die langen Spitzen seines brandroten Schnauzbartes zwirbelte, konfuse Redensarten von „tadellos anständiger Gesinnung" und „eleganter Tournüre, die man dem Veilchen im Verborgenen gar nicht zugetraut hätte." Kurz abbrechend, weil er aus dem Konzept geriet, wünschte er Ola zum Schlusse mit Stentorstimme, sie möge weiter wachsen, blühen und gedeihen und trank drei Kelche hintereinander leer. Herr von Camberg sprach zwischen den Seezungenfilet und dem Hasenragout in gewählten, leicht scherzhaften Aperçus über „die in stiller, wenn auch nicht in übermäßig emsiger Arbeit verbrachte Kindheit seiner angebeteten Kusine," die nun bald abgelöst werde von dem eigentlichen Rausch der Jugend, wie ihn die Vorstellung bei Hofe, die großen Couren und Theatres parés die Rivierareisen und die fashionablen Seebäder zu erzeugen pflegten. Mademoiselle Laurence klatschte bei jeder Pointe vorlaut in die Händchen, daß der Puder nur so stäubte. Frau von der Lühe schien von solchen Luftschlössern weniger erbaut, da sie wußte, daß die dazu erforderlichen Mittel nirgends aufzutreiben waren, außer etwa bei ihrem Vetter Camberg, der aber seinen Verwandten in allen Finanzfragen stets die kalte Schulter wies.

Die Tischordnung, die Fräulein Laurence zusammen mit dem dafür wenig interessierten Christoph entworfen hatte, bildete am unteren Ende der Tafel eine „fidele Ecke," bestehend aus der Mademoiselle selbst als dem Mittelpunkt, dem Baron Albrecht und einem gleichaltrigen Lebensvetter, dem Herr Kooperator Frick vom Pfarramt Zerled und — Roderich Heyd, der etwas unter seinem Rang placiert, aber anscheinend recht zufrieden damit war.

Fräulein Laurence, zwischen vier Kavalieren die einzige Dame, legte ihrem durch den Sekt noch gesteigerten Temperament keinerlei Zügel an. Endlich fand sie sich wieder einmal nach Gebühr gewürdigt. Der Kooperator sprach keine zwei Worte, doch seine breiten roten Bauernfäuste reichten ihr, zitternd vor leidenschaftlicher Verwirrung, jede Schüssel mit einer Ehrfurcht zu, als sei es die Monstranz. Seine stumme Huldigung belustigte die Kinder vom Hause Lühe schon seit geraumer Zeit. Der jugendliche Vetter, ein Graf Troost, verliebte sich in das zarte Persönchen in den Augenblick, als er ihr vorgestellt wurde und Roderich . . . nun, Roderich Heyd nickte sich bloß mit ihr, etwas herablassend, aber doch deutlich genug, um uns andern, die wir in der Nähe saßen und nicht absichtlich die Ohren verschlossen, stutzig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der dekorierte Bahnhofsinspektor.

Von

**Odo (Wien).**

**Eine Erinnerung an die gute alte Zeit.**

(Nachdruck verboten.)

Im kleinen Meyer, der diesem überaus wichtigen Thema eine ganze Menge Text, dazu Uebersichten und Bildertafeln widmet, steht u. a.: „Später ging der Name Orden auf die äußeren Abzeichen — Kleinode, Sterne, Kreuze, Bänder — über, die für Verdienste im Militär- und Zivildienst, um Kunst, Wissenschaft und das Gemeinwohl verliehen werden." Wer's nicht glauben sollte, kann ja die Stelle ohne weiteres nachlesen.

Mein Freund Pankratius Hobamel sollte völlig anders über dieses Thema denken. Ob er's tut, das ist die Frage.

Mein kleiner dicker Freund Pankratius Hobamel, geboren irgendwo im Salzburgischen, über dessen Grenzen er sich nur selten und dann immer nur widerwillig für kurze Zeit hinaus wagte, wenn er etwa ins Ministerium mußte, um dem Avancement nachzuhelfen, ist Eisenbahnbeamter, und auf seiner Brust, die sich unter dem wohlgewölbten Uniformrock ganz heldenhaft zu recken versteht, paradieren jetzt schon unter stattlichem Goldkragen zwei oder drei lange Reihen Ordensbändchen. Trägt der gute Mann Gala, so muß man, wenn man neben ihm geht, Watte in die Ohren stecken, so klappern und klimpern dann die bronzenen oder vielleicht auch nur blechernen Dinger, will sagen die Ehrenzeichen auf seinem Busen. Es dürften so gut an die zwanzig Stücker sein, oder auch mehr, rund, oval, klein, groß; sogar ein eckig aufgestutzter ist darunter. Die Bänder prangen in allen Farben. Ein Amateurphotograph, Spezialist in Buntbildern, ist eigens um die Bewilligung eingekommen, ein Brustbild Hobamels in Gala zu machen, um es bei der Münchener Lichtkunst-Ausstellung vorzuzeigen, wo es in der Klasse Portraits den dritten, in der Klasse Farbenaufnahmen aber den wohlverdienten ersten Preis bekam. Es hieß „Bildnis Studie eines Staatsmannes", Katalog-Nr. 279; aber es handelte sich, wie gesagt, nicht um einen Staatsmann, sondern um einen Mann, der mit sich Staat zu machen wußte.

Mein Freund Pankratius Hobamel war beileibe nicht stolz. Nur hatte sein Gesicht einen merkwürdig erstaunten Ausdruck, der gleichsam in der rosigen Fleischmasse erstarrt war. Und es war schließlich kein Wunder, wenn man die Erlebnisse des Wackeren kannte, der in den ersten Jahren seiner in jeder Weise ausgezeichneten Laufbahn immer wieder baß erstaunen mußte.

Hobamel war durch kurze Zeit Verkehrsbeamter einer kleinen Station im Gebirge gewesen. Schon hatte er sich in die Leiden und Freuden solchen problematischen Daseins mählich hineinzufinden angefangen, da kam plötzlich ganz und gar überraschenderweise eine Versetzungsordre per Draht, so daß Pankratius, der selbst am Apparate saß, zweimal zurückfragen mußte, ob es denn möglich sei, daß er, daß er —

Herrgott, das Glück! Nun konnte geheiratet werden. Damals dachte Freund Hobamel, der ja noch pudeljung war, eben nicht anders. Ging also hin, heiratete, bezog den neuen Posten, stand dreimal des Tages stämmig, oft und oft in Gala, beim Gleis, wenn die Schnellzüge einfuhren, salutierte stramm, — also, es war einfach großartig.

Warum er aber so oft in Gala dort stand and stramm salutierte? Ja, das war nämlich so: die neue Station war ein wichtiger Ort. Von da reisten die vornehmen Leute in bequemen Wagen über die herrlichen Bergstraßen zu Kuren und Lustbarkeiten. Und da kamen reiche Leute, sehr reiche Leute, ganz unbändig reiche Leute herangebraust, dann langten hohe Herren und höchste Herrschaften an, ja, auch richtiggehende Fürsten und Prinzen stiegen aus, und selbst Könige nahmen den Weg bei Hobamel vorbei.

Und so bedeckte sich die Heldenbrust in der Eisenbahnerkluft langsam mit den sogenannten Ehrenzeichen. Im Laufe der Jahre senkte sich die linke Seite merklich unter dem Uebergewicht, und es konnte nicht ausbleiben, daß dieser verdiente, begreiflicherweise viel, wenn schon nicht hoch angesehene Mann sogar wiederholt Vordermänner übersprang, welche erstaunliche turnerische Leistung man bei seiner gedrängten Statur kaum recht erwarten konnte. Und die Station brauchte auch etwas Repräsentatives. Und so. —

Du, Hobamel, fragte ich ihn einmal, als ich, ein kaum Bemerkter, in seiner Station ausgestiegen war und, bevor ich weiter wanderte, ein paar Stunden mit ihm beisammen sein und mit ihm plauschen wollte, wie kommt es, daß Du —

Ah ja, die Orden? Na, sagte er, siehst du, da steigt so eine Fürstlichkeit aus, räkelt sich nach der langen Fahrt, dann schaut sie rechts und links, ich stehe stramm salutierend da und mach' ein diskretes Zeichen, weißt, so — dorten in der Ecke, — der Adjutant versteht, sagt's der Hoheit ins Ohr, — dann fragt er mich nach meinem Namen, na, und einen Monat darnach, da kommt der Vogel geflogen. Anfangs war ich erstaunt, sehr erstaunt sogar, aber dann gewöhnt man's. Das da, der grün-violette, das ist das Reitzenstein-Kreutzensteinsche Verdienstzeichen für Kunst und Wissenschaft.

Wieso Kunst, fragte ich. —

Erlaube, fuhr er fort, dann der mit dem rosa Bandl und dem blauen Email, das ist der Anerkennungsstern für zivile Verdienste von der Plutzer-Trutzerschen mittleren Linie.

Zivile Verdienste, nickte ich schon verständnisvoller.

Pankratius zählte eine halbe Stunde lang noch die Belohnungen für seine hervorragenden Leistungen für das Vaterland und seine Umgebung auf, und mir schwindelte der Kopf nach dieser eigenartigen Geographie-Lektion.

Sag einmal, meinte ich nach einer Erholungspause, wie bist du eigentlich auf diesen Platz der unvermeidlichen Verdienste gekommen?

Ja, weißt, erklärte er mir, es hätte eigentlich der Hubamer versetzt werden sollen, der Sohn vom Sektionschef Hubamer, kennst ihn ja. Na freilich, immer diese verlotterte Sauprotektionswirtschaft. Aber im Ministerium haben sie sich halt geirrt, die Herren Obergescheiten, recht geschieht ihnen —

Er sah auf die Uhr. Entschuldige, der Schnellzug kommt. Se. Erlaucht, der Prinz von —

Ich verstand ihn nicht, denn er war schon auf den Perron geschritten, unterwegs den prächtigen Rock über dem quellenden Bauche nicht ohne Anstrengung schließend. Der Zug lief ein. Hobamel stand stämmig da, genau vor dem Salonwagen, stramm salutierend. Eine hagere Gestalt räkelte sich heraus, unterdrückte sehr vornehm ein Gähnen, schaute links, schaute rechts, — der Adjutant sprang hervor, schaute rechts, schaute links, — Pankratius trat einen Schritt näher und machte auf eine unnachahmlich geheimnisvolle Art ein Zeichen, das sogar von einem Adjutanten verstanden werden mußte. Der wandte sich an Hoheit, erklärte etwas, und die bewegte sich schon lässig mit bekannt elastischen Schritten in die Richtung der angedeuteten Ecke. —

Ich verabschiedete mich von meinem alten Freunde. Beim Wandern in den Bergen entwarf ich den Gedanken eines Briefes an die Redaktion des kleinen Meyer. Ich wollte eine Aenderung der Darlegung zum Schlagworte über die Orden beantragen. Allein ich unterließ es dann. Der Verlag hätte meinen Vorschlag ja doch nicht gut geheißen.

Als ich nach einigen Wochen nach Hause kam, fand ich eine Karte vor:

„Lieber Freund, gestern bekam ich meinen fünfundzwanzigsten Orden, viele Grüße. Dein alter Pankratius."

Ich antwortete sofort: „Du hast dir die fünfundzwanzig verdient. Wir aber alle mit dir. Dein

Odo-Wien."

---

# Schulrevision.

Der Herr Bezirksschulrat hält in einer Dorfschule Revision ab. Er läßt den Lehrer das Gebet behandeln. Da die Schüler trotz mehrfacher Aufmunterung schlecht antworten, sucht der Lehrer durch Pantomimen nachzuhelfen.

Er fragt: „Wo sollen wir uns beim Beten nicht aufstellen, wie es die Pharisäer taten?" Dabei lehnt er sich mit dem Rücken gegen eine Kathederecke.

Der Gefragte antwortet: „Am Katheder."

Der Lehrer fragt weiter: „Was sollen wir nicht tun, wie es die Heiden taten?" Dann bewegt er die Lippen schnell gegeneinander.

Ein Schüler antwortet: „Wir sollen beim Beten nicht essen."

Der Lehrer fragt: „Was dürfen wir beim Beten auch nicht machen?" Hier muß er unwillkürlich niesen, und prompt erschallt's aus einem Dutzend Kehlen zugleich: „Wir dürfen beim Beten nicht niesen."

Endlich greift der Schulrat ein. Er sagt: „Nun sollt ihr mir einige der Lieder nennen, die man in der Kirche singt. Wer kann mir ein Lied hersagen, das von der Gnade handelt? Es fängt an: Ach bleib' . . . Nun? Ach bleib' . . ."

Die zehnjährige Else meldet sich und hebt alsbald an: „Ach bleib' bei mir und geh' nicht fort! An meinem Herzen ist der schönste Ort."

Am Nachmittag werden die Abc-Schützen geprüft, u. a. auch im Rechnen. Der kleine Hansjörg ist ein hartnäckiger Ignorant. Der Herr Rat läßt indessen nicht von ihm ab; der Kleine soll und muß kapieren, wieviel 1 + 1 ist.

Der Rat: „Höre mal zu, mein Junge! Deine Mutter schenkt dir eine Nuß und dein Vater auch eine. Wieviel hast du nun?"

Hansjörg: „Mer han keene Nüsse."

„Na dann meinethalben Aepfel. Aepfel habt ihr doch sicher."

Hansjörg nickt.

„Na also: Der Vater schenkt dir einen Apfel und die Mutter auch einen. Wieviel Aepfel kannst du nun essen?"

„Unser Vater brummt."

„Schade! Na höre zu! Du hast eine Frühstücksstulle und dein Nachbar hier hat auch eine. Wieviel Stullen sind das?"

„Für jeden eene."

„Himmel! Aber sieh mal: Hier hab' ich mein Taschentuch, und du hast doch auch eins in der Tasche. Wenn ich dir dieses hier nun schenke, wieviel hast du dann?"

„Mer schnäuzen uns in die Hand."

„So! Da bleibt mir also nichts weiter übrig, als daß ich dir links — klatsch! — und rechts — klatsch! — eine eine Backpfeife gebe. Wieviel Backpfeifen hast du nun erhalten?"

Und Hansjörg antwortet heulend: „Ene derbe und ene ganz derbe."

Adolf Kassau.

---

# Märchen für große Kinder.

**Rotkäppchen und der Wolf.**

Es war einmal eine süße kleine Dirn, die wegen ihrer Lieblichkeit von aller Welt verhätschelt wurde. Besonders hatte ihre Großmutter einen Narren an ihr gefressen, sie verwöhnte sie, wo sie nur konnte, und schenkte ihr ein entzückendes Häubchen aus rotem Atlas, nach der neuesten Mode, das ihr wunderfein zu Gesicht stand und das ihr den Namen Rotkäppchen eintrug. Eines Tages sagte Mama zu Rotkäppchen: Soeben läßt Großmuttel telephonieren, daß sie krank im Bett liegt. Sie bittet mich, du möchtest sie besuchen. Ich habe ihr ein Körbchen mit Wein und einem gebratenen Täubchen zugerichtet, das du ihr zur Stärkung bringen sollst. Setz dein rotes Häubchen auf und geh zur Villa Waldeck, wo Großmuttel wohnt. Aber hör, versäume dich nicht unterwegs und biege nicht von der Hauptallee ab, du kennst doch die Geschichte von dem bösen Wolf. „Du bist köstlich, Mama," lachte Rotkäppchen, „Wölfe gibt es doch höchstens in zoologischen Gärten oder in den Märchenbüchern. Wir leben doch in einem zivilisierten Lande; übrigens habe ich keine Angst, schlimmstenfalls rufe ich einen Schutzmann." Die Mama lobte die Klugheit ihres Töchterchens und entließ es. Rotkäppchen aber schlenderte wohlgemut durch die Straßen und warf hin und wieder einen heimlichen Blick in die Spiegelscheiben der Läden, um sich zu vergewissern, wie ihm das rote Häubchen stand.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19201102026/fragment/page=0002
DFG